

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 22.

Donnerstag, 27. Januar.

1916.

Die Halliggräfin.

(I. Fortsetzung.)

Roman von Albert Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Frieze beschleunigte seinen Schritt, während er nach der Unterredung zur Geest hinüberging.

Hinter den Inseln und Halligen war inzwischen die Sonne untergegangen. Nebeltreiben und -schichten lagen über den Fennen. Von Osten her kroch die Dämmerung.

Petrea Lyhsen stand noch an der Gartenpforte und blickte nach der Marsch hinunter. Jetzt hatte sie den Ankommenenden bemerkt und schritt durch den Garten ins Haus zurück; er sollte nicht erraten, daß sie auf sein Kommen gewartet hatte.

Syssel hatte gerade das blauweiße Wachtuch über den Tisch gedeckt, in der Mitte dampfte einladend die Suppe mit Buchweizenorülbe, Teller und Löffel lagen bereit.

„Schon fertig?“ fragte Petrea scheinbar ruhig, und mit einem lauen Blick auf den Tisch. „du hast ja für fünf gedeckt? Erwartest du jemand?“

„Vielleicht kommt ja Momme Harring“, sagte Syssel lächelnd und sah die Schwester an.

„Ach, du —“

„Nun, Petrea, wenn ich nicht öffentlich verlobt wäre, könnte er schließlich ja auch meinetwegen kommen. Aber jetzt —. Ach, Deern, tu doch nicht so, du weißt ja selbst, warum er kommt.“

Petrea fühlte, daß ihre Wangen brannten. Gastig entgegnete sie: „So, das weiß ich: er kommt, um mit Uwe zu sprechen. Er hat doch selbst erzählt, daß er sich eine Stelle auf der Geest suchen möchte.“

„Die Marschbauern sollten in der Marsch bleiben.“

„Über sein Vater hat vier Söhne, von denen drei sich anderwärts ihr Feld suchen müssen, und Momme ist der jüngste.“

„Dann sollte er beim Vater bleiben, bis die anderen sich irgendwo festgesetzt haben.“

„Hat Momme nicht eher das Zeug, selbst Herr zu sein, als seine Brüder“, rief Petrea eifrig.

„Petrea — Deern — wie du ihn verteidigst.“

„Was wahr ist, ist wahr, Syssel.“

Die andere lachte.

Dann horchten die beiden Mädchen. Vom Hofe her drangen Stimmen.

„Da ist er schon“, flüsterte Syssel.

Petrea antwortete nicht, sondern machte sich beim Sendfeuer zu schaffen.

Die Männer traten ein. Voran der alte Lyhsen, hinter ihm sein Sobne und Momme Harring.

Der Marschenfrieze begrüßte die Mädchen mit schlichter Herzlichkeit und Syssel sagte: „Sieh, Momme, ich ahnte, daß du kommen würdest, ich habe für dich gedeckt.“

Ohne Biererei setzte er sich mit der Familie an den Tisch.

„Was war das für'n Spannwerk, das vonhin auf dem Wege hielt, Petrea?“ fragte der Bruder, „ich spannte gerade die Brauen aus.“

„Ach — die fragten nach dem Weg zum „Lanzenden Seehund.“

„Lanzender Seehund“, warf Momme verächtlich ein, „alberner Name. Früher hieß Meggers Wirtschaft einfach Deichtrug und jeder wußte Bescheid. Aber seit er gebaut hat und dann und wann Fremde da kommen —“

„Ja, ja“, lachte der alte Lyhsen und fuhr mit der breiten, verarbeiteten Hand über das starkknochige, hagere Gesicht, „ich fürchte, der will uns Einheimischen bald keinen Teepunsch mehr schenken.“

„Zwanzig Pfennig nimmt er jetzt schon“, meinte Uwe, „aber was für ein Mädel war's im Wagen?“

„Mädel? 'ne Dame, verstehst du, Uwe, eine Dame“, lachte Momme, und als er bemerkte, daß Petrea ihn fragend ansah, fuhr er fort, „sie hielt mich unterwegs auch an, fragte allerlei Zeug.“

„Eine Gräfin ist sie“, sagte jetzt Petrea, „will sich wohl nur mal die Gegend ansehen.“

„Haben wohl nichts Besseres zu tun, solche Leute“, rief Syssel, „aber soll ich euch einen Punsch brauen, Vater?“

Der alte Lyhsen nickte.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Man unterhielt sich über den Stand der Meethe und des Korns, über die Gräfserei und den geplanten Chausseebau.

Momme erzählte mit geheimem Blick zu Petrea hinüber, daß er Aussicht habe, bei Veß einen mittleren Geesthof pachten zu können.

„Grat'lier“, sagte Syssel schelmisch, „dann fehlt ja aber die Bäuerin.“

„Die fehlt“, erwiderte Momme ernst, „wenigstens jetzt noch fehlt sie.“

Und für einen Augenblick trafen sich Petreas und Momme Harrings Augen, ganz kurz, blitzschnell nur, aber in diesem Augenblick hatten beide einander verurteilt, daß sie sich liebten.

Zu einer Ausbrache kam es zwischen den beiden nicht an diesem Abend.

Als Lyhsen nach einer Weile aufstand und sagte: „Deerns, marsch ins Bett, morgen sind wir vor der Sonne hoch“, verabschiedete sich der Gast.

Uwe begleitete ihn noch ein Stück Wegs.

Der Mond war grünlichweiß aufgegangen, übergoß das schlummernde Land mit blassem Glanz und zeichnete die Schatten der Wälle, Knicks und Sektorpfähle mit scharfen Rändern.

Der junge Lyhsen war für zwei Augustwochen zu einer Reservewerbung einberufen, und die beiden plauderten über Kommiherlebnisse.

Auf der Grenze zwischen Marsch und Geest trennten sie sich. Uwe kehrte auf dem Sandwege zurück, Momme schritt rüstig durch den reg- und leblosen Moos.

Die Sterne bligten am wolkenlosen Himmel. Dann und wann zog wie fernes Wetterleuchten ein plötzlicher Schein von Westen her — von den Leuchttürmen der Inseln.

Retra!

Und übermütig begann er ein Soldatenlied zu summen:

„Blei und Pulver muß man haben,
Wenn man Franzosen schießen will.
Junge, hübsche Mädchen, die muß man lieben,
Wenn man verzinst sie heiraten will.“

Wölchlich hielt er an. Ganz tief im Westen, über der blinkenden See hatte er ein ganz kleines, weißes, so harmlos scheinendes Wölchchen entdeckt.

„Anderes Wetter — na, wir haben unser Heu drinnen.“

II.

Gräfin Karola von Adlersfelde-Jallanbain hatte sich im „Tanzenden Seehund“ in ihr Zimmer führen lassen. Es war ein kleiner, kahler Raum, aber die peinliche Sauberkeit wirkte wohlthuend.

Sie stand am Fenster und sah hinab auf Küste und Battenmeer. Die Sonne war im Scheiden, tief am Horizonte stand sie wie ein steil angelehnter feurig glühender Goldteller auf dem Meer. Der Himmel schillerte in allen Farben, vom hellen Weißgold zum tiefen Purpur, vom Lichtblau zum kühleren Grün. Und auf der See zitterte und wehte ein goldigfunkelnder Übergang. In der Ferne hoben sich die deichgeschützten Inseln und die hohen Warften der feuchten Halligen wie grüne Beete aus der Flut. Nüchtern, so daß man die Fenster des Hauses abzählte zählen zu können, lag still und scheinbar menschenleer mitten im silbergrau glänzenden Schilf ein Felsen Land, so nahe und doch losgelöst vom Festland, von den Menschen, vom Leben.

Ob dort wohl ein Einsiedler haust? durchfuhr es die Gräfin, ob dort, als das Land hier noch katholisch war, wohl ein Kloster gestanden hat?

Dann erinnerte sie sich der Erzählung der Einheimischen, daß bis Anno 1634 da, wo jetzt die Wellen rollen, fruchtbare Felder, reiche Dörfer mit Schulen und Kirchen gelegen, bis Anno 1634, als die große „Mandrenke“ mit Sturmesgeheul und gierig mordenden Wogenbergen von Westen her wie ein zermalmenendes Sonnenheer hereinbrach, mehr als 1300 Häuser niederriß, 6200 Menschen und 50 000 Stück Vieh in die Tiefe zog.

Seltzam — so still, so friedlich liegt das Wasser da, so ruhig, sicher schlammern Felder und Gehöfte, als gäbe es an dieser glücklichen Küste nicht Gefahr, nicht Leid, Not und Sterben. Und so ruhig, sicher scheinen die Bewohner zu sein. Aber doch — und die Gräfin mußte wieder an den Mann denken, den sie vor einer Stunde getroffen — aber doch waren die Gesichter bei all ihrer scheinbar gleichgültigen Ruhe so fest und zäh, die Stirnen so trohig, und in den kalten Augen schien beständig etwas wie innere Glut, Kampfeslust und unbewusster Mut sich zu verraten.

Ich möchte dieses Land im Toben der entfesselten See, diese Menschen im Kampfe, jenen — ihn im Siege sehen, dachte sie plötzlich, dann aber lachte sie auf: „Narreteit, es gibt noch Erdwinkel genug, die ich nicht sah. Das Leben ist kurz — morgen fahren wir weiter.“

Danach verließ sie ihre Kammer und trat in die Gaststube. Der „Tanzende Seehund“ lag am inneren Deichabhang, so tief, daß die Räume des zweiten Stockwerks in gleicher Höhe mit der Deichkrone lagen, und eine breite Holzbrücke führte vom Deich in die Gaststube, während die Räume des Erdgeschosses als Ställe und Wagenkauer benutzt wurden.

Fräulein Bangett unterwies gerade das Dienstmädchen, wie es anzudecken habe, als die Gräfin eintrat.

„Ich hatte gewünscht“, sagte die Gesellschafterin, „daß in einem besonderen Zimmer für uns gedeckt würde“ — und mit überlegen höflichem Rächeln — „aber man sagte mir, das Zimmer würde gerade tapaziert.“

„Es ist gut so“, antwortete die Gräfin, setzte sich ohne Umstände an den Tisch und begann zuzulangen.

An einem anderen Tisch saßen einige Landleute beim Tee und unterhielten sich auf Plattdeutsch.

Fräulein Bangett fand, es sei unerhört von den Leuten, so rücksichtslos laut zu sprechen, während die Damen hier beim Essen seien. Überhaupt — dieses laute Brüllen hierzulande!

„Man muß eben oft gegen Sturm und Wogendonner anschreien“, erwiderte die Gräfin auf Französisch, „mich stört es übrigens nicht, liebe Bangett.“

Die Sonne war untergegangen, allmählich wich das glühende Rot am Westhimmel einem bleichen Bernsteinengelb, ein Stern nach dem anderen bligte auf. Weißer Mondschein flutete in die Gaststube.

„Ich möchte noch ein Weilchen vor die Tür treten“, sagte die Gräfin, „wenn es Ihnen zu kühl ist, liebe Bangett —“

Die Gesellschafterin hat, sich in ihre Kammer zurückziehen zu dürfen.

Karola von Adlersfelde stand auf der Deichbrücke und blickte auf das silberüberliefene Battenmeer. Mit scharfen Umrissen erhob sich drüben die kleine Hallig, welche ihr schon vorher aufgefallen war.

Die Tür der Gaststube wurde geöffnet, und als die Gräfin sich umwandte, bemerkte sie, daß der Wirt ihr einen Stuhl hinstellte.

„Was ist das für eine Insel hier drüben?“ fragte sie.

„Hallig Viefut, ist nicht viel dran. Sie gehört mir, habe da im Sommer Schafe grasen.“

„Und wer wohnt in dem Hause?“

„Jetzt nur der Hütejunge. Früher haben Verwandte mütterlicherseits da gewohnt. Wenn einige zehntausend Mark für Duhnen und Labrunen eingelegt würden, ließe sich aus der Hallig was machen. Wir haben schon an die Regierung petitioniert, aber der Minister des Innern hat geantwortet, es würde so schon Geld genug für Landgewinnung ausgegeben. Recht hat er ja, aber jammer schade ist's um die Hallig.“

„Ich möchte sie mir wohl mal ansehen“, sagte die Gräfin, „wie kommt man hinüber?“

„Ich habe unten am Strand ein Boot zu liegen. Soll ich Sie morgen hinüberfahren?“

„Das Anerbieten nehme ich mit Dank an“, erwiderte sie schnell, und in ihr spürte sie: du wolltest morgen doch weiterfahren, mehr sehen; es gibt so viele Erdwinkel, und das Leben ist so kurz.

Sie blickten schweigend nach der Hallig hinüber, und jetzt bemerkte Meggers das weiße Wölchchen, das saß am Rande der Warft höher zu steigen schien.

„Es gibt anderes Wetter“, sagte er langsam.

„Sturm?“ fragte sie ungläubig und freudig erwartungsvoll, „aber es ist doch so still.“

Meggers zeigte auf die kleine Wolke am hellgrauen Himmel. Die Gräfin erinnerte sich gelesen zu haben, daß solch unscheinbare Wölchchen ein nahendes Unwetter anzeigen können.

„Kann man nur mit einem Boot nach Viefut kommen?“

„Zur Ebbezeit auch auf dem Wagen, da reicht das Wasser kaum an die Achsen oder zu Pferde. Aber bei Unwetter —“

Die Gräfin bemerkte, daß ein belustigtes Rächeln über sein Gesicht huschte. Ihre Frage erregte den Verdacht, als sei sie ängstlich.

„Wir fahren morgen — auch bei Unwetter.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Entwicklung aller Reim aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, hatte ich für den wahren Fiedel des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Wils. v. Humboldt.

Grillparzers 125. Geburtstag (15. Januar 1916) gab Veranlassung, jener Frau zu gedenken, die ihm mehr als ein Menschenalter hindurch in selbstloser Treue und Freundschaft zur Seite gestanden hat. Eine sehr feine Schilderung ihrer Beziehungen zu dem Dichter gibt uns Professor A. Kleinberg in einem Vordruche der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Grillparzer, der Mann und das Werk“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin).

Das bühnen Sonne, das über Grillparzers Lichterarm Leben stand, sagt er, und sein tiefstes Dunkel fassen sich in dem Namen Katty Gröblich zusammen, die reichste Göttergewalt, die je von dem Dichter ausgegangen ist, und seine trübste Schuld. Katty (geb. am 10. Juni 1800) war die dritte von den vier Töchtern eines verarmten Fabrikanten; ihre Schwestern hießen Anna, Barbara und Josephine, wurden aber allgemein Nettel, Betti oder Bettel und Papi genannt. Wo Kunst und Musik gepflegt wurden, dort nisteten sich die vier als gute Genien des Hauses ein. Wenig mit Schulweisheit beschwert, aber allem Guten und Schönen schwärmerisch ergeben, konnten sie das Musikleben Wiens mit beherrschten und befruchteten und sich Männer, wie Schubert oder Moritz v. Schwind, in treuer Freundschaft verbinden; dabei blühend sie rührend anspruchslos, nahen sich selbst ihre Kleider und stießen ihre Wäsche. Ein starker Strom der Lebensbejahung ging von den prächtigen Geschöpfen aus, und so kam es, daß Grillparzer alle vier um ihrer unverfälschten Menschlichkeit willen gleich lieb gewann, als er sie im Winter 1820/21 anlässlich eines Abendkonzertes beim Banier Gymnasium kennen lernte. Erst einige Wochen später warf ein einziger Augenblick den zündenden Funken in seine Brust, einer von jenen seltenen, lebenerfüllten Augenblicken, in denen wir durch alle Hüllen hindurch plötzlich die Seele der Dinge zu sehen vermögen. Auf eine rasche Verlobung, auf heiter-glückliche Tage und Hochzeitsvorbereitungen folgte dann als Abschluß peinlicher Szenen des Trostes, der Eifersucht und schwärmerischer Sinnlichkeit um 1824 der Verzicht auf die Ehe. Einen und vielleicht den wichtigsten Grund für dieses Auseinandergehen deden die „Jugenderinnerungen im Grünen“ (1824) auf: „Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht. Dem Hälften kann man aneinanderpassen; Ich war ein Ganzes, und auch Sie war ganz. . . So standen beide, suchten sich zu einen, das andere aufzunehmen ganz in sich; doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen, Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich.“ Und in dem gleichen Briefe an Altmeister, der Kattys Schönheit so hingarben schildert, spricht sich Grillparzer einleitend die Fähigkeit ab, wirklich lieben zu können; tut es mit einer derart eindringlichen, messerscharfen Art, daß wir ihm zugeben müssen: so spricht kein Liebhaber. Dazu noch Grillparzers rasches Erschaffen im Besitz und sein Dichtergewissen, dem sich alle Erscheinungen des Lebens ohne Rücksicht auf ihr Eigenrecht aus Dasein in Objekte seiner Kunst verwandelten, und das um so mehr, je eigenartiger sie waren. Man begreift, wie es gerade Kattys schwimmendes Verhängnis werden mußte, ein derart in sich vollendeter, ganzer Mensch zu sein. Ihre Güte, ihre herbe Keuschheit, die edle Freude an Kunst und Musik, der gerade, kein Rechts und Links kennende Sinn, jeder dieser Tüge in trunkenen Stunden Grillparzers Sonne, wurden ihm nun in den immer häufigeren Augenblicken der Kritik Grund zum Tadel, zur Qual. Da nennt er sich „grillenhaft“, weil er ihre Reinheit nicht entweicht, vergleicht ihre Kunstbegeisterung mit dem Rausch des Trunkers, schilt sie einseitig und unfähig, ein Für und Wider zu begreifen, und spricht ihr die Verantwortung ab, ihm, dem Ruhebedürftigen, auch Ruhe zu spenden.

So stritten in Grillparzer die Liebe, feierliche und sinnliche Liebe, und sein böser Dämon „Unfried“ miteinander, und es muß ein furchtbarer, von Selbstwürden zerquälter Kampf gewesen sein. Katty aber schaute dieses entsetzliche Ringen mit an, sah, wie sich die Güte des herrlichen Mannes in Qualen wand, und vergebend, daß sie selbst das Opfer dieses Kampfes sei, fühlte sie mit unendlichem Mitleid eine unendliche, gütig verzeihende Liebe in sich erwachen. Nur diese Fähigkeit der Empirie setzte sie in den Stand, in den Jahren, als Grillparzers Neigung immer mehr der Gewohnheit zu weichen begann, seine Dornen und Eigenheiten zu ertragen und ihm ein halbes Jahrhundert lang die treue, fürsorgliche Freundin zu bleiben.

Aus der Kriegszeit.

Prolog zur Kaiser-Geburtstagsfeier 1915.

Fresnoh-les-Rohe, 27. Januar.

Der Jubelruf von Deutschlands Söhnen
Klingt heute, Kaiser, an dein Ohr,
Und mächtig wie Rosenkronen tönen
Die Siegesrufe stolz empor:

Hell klingt es auf im Polenlande,
Wo „Gindenburg“ als Schlachtruf schallt,
Es tönt herein vom Nordseestrande,
Von Blandern, vom Argonmerwald!

Parteienhaß ist längst entschwunden,
Ist schnell verfliegen, wie der Wind,
Ein einzig Band hat uns verbunden,
Wir fühlen, daß wir Deutsche sind.

Ein Friedensfürst warst du dem Volke
Ein halbes Menschenleben lang,
Bis aufstieg jene Wetterwolke,
Die Deutschland zu den Waffen zwang.

Da sehen wir, was du geschaffen,
In jener langen Friedenszeit,
Du hast geschnitten uns die Waffen
Für Frankreichs Haß, für Englands Reid.

Wir lieben dich, du hehrer Kaiser,
An deiner Seite kämpfen wir,
Bis daß des Siegers Lorbeerkranz,
Um deine Stirne strahlen dir.

O, fühl das Glück, das dir beschieden:
Der Liebling deines Volks zu sein,
Das mit dir kämpft für Sieg und Frieden,
Für unser Land, für unsern Rhein.

So steh'n wir heut' in Frankreichs Gauen,
Von Feindeshaß gar wild umhüllt,
Wir bleiben ohne Furcht und Grauen
Dir, Kaiser, treu bis in den Tod.

Wilhelm Roos, beim Stab des Feldart.-Regts. Nr. 27.

Die Zukunftsbriefer der amerikanischen Unterseebootflotte. Das Beispiel des europäischen Krieges und die noch wie vor bestehende Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung mit Japan veranlassen die Vereinigten Staaten zu einer Reorganisation ihrer Kampfmacht, wobei besonders der Neugestaltung der Flotte alle Mühe zugewendet wird. Zu diesem Zweck wurde unter amtlicher Aufsicht eine eigene Bootenerfindungsstelle eingerichtet, und Regierung und Techniker sind befreit, nicht nur alle im Weltkrieg neuerschaffenen Mittel zu verwenden, sondern auch noch die letzten im europäischen Krieg gebrauchten Erfindungen durch Neues zu überbieten. Im Reorganisationsprogramm der amerikanischen Flotte steht die Unterseebootflotte an erster Stelle. Die bisherigen Versuche, die vor allem die Schaffung eines ganz großen Unterseebootstyps bezwecken, hatten allerdings bisher nur fragliche Erfolge aufzuweisen. Da die in den Vereinigten Staaten gebauten Motoren nicht für die durch diese Riesenschiffe an sie gestellten Anforderungen entsprachen und am häufigsten Kavarien leiden. Trotzdem will man, nach dem „Prometheus“, mit den neuesten Bauten die Typen der bisherigen Unterseeboote überbieten. Nach dem Plan eines Unterseebootes von 15 Tonnen Wasserverdrängung, der über Wasser 20 Knoten in der Stunde laufen soll, wurde vom Marineminister der Vereinigten Staaten die Konstruktion von zwei Riesentauchbooten ausgeschrieben, von denen eine Geschwindigkeit von 25 Knoten in der Stunde gefordert wird. Daß diese Bedingungen nicht leicht zu erfüllen sind, beweist die Tatsache, daß der Einkaufstermin verlängert werden mußte, weil es zum ursprünglichen Termin keine entsprechenden Angebote eingelaufen waren. Die Motorenfrage ist auch in diesem Fall ungelöst, da entsprechende Motoren höchstwahrscheinlich nur in Deutschland hergestellt werden könnten, wie denn überhaupt die Ausrüstung von Deutschland die Vereinigten Staaten unter einem Mangel an hochwertigen Maschinen leiden läßt. Da die amerikanische Motorenindustrie wohl kaum die für den

gewünschten Typ erforderlichen Motore von zusammen mindestens 7000 Pferdekraften zu liefern vermag, sieht das Marineamt die Ausrüstung der Zukunftsbriesenunterseeboote mit Turbinenmaschinen vor, die auch auf mehreren französischen Unterseebooten in Gebrauch sind. Mit diesen Turbinen kann man wohl die gewünschte Geschwindigkeit von 25 Knoten erreichen, doch der Aktionsradius wird um ungefähr 30 Prozent geringer als z. B. bei Verwendung von Dieselmotoren.

Ein Drama in der Luft. Die folgende in den „Daily News“ veröffentlichte Schilderung, die dem Briefe eines in deutsche Gefangenschaft geratenen englischen Fliegeroffiziers entnommen ist, gibt eine Luftkampfepisode wieder, die selbst in dieser Zeit der phantastischsten und unglaublichsten Kampf-Begebenheiten so außerordentlich erscheint, daß sie kurz berichtet werden soll: „Wir befanden uns in großer Höhe“, erzählt der englische Flieger, „B. sah als Führer hinter mir, ich war als Beobachter tätig. In einer Höhe von 2000 Fuß wurden wir in einen Kampf mit deutschen Flugzeugen verwickelt. Schließlich barst ein feindliches Geschloß knapp neben unserem Apparat. Ich hörte das Saufen eines Metallstückes, das dicht über meinem Kopf dahinschwiff. Unser Flugzeug kam aus dem Gleichgewicht, senkte sich mit dem Vorderteil abwärts und schwankte furchterlich. Wir glitten mit außerordentlicher Geschwindigkeit abwärts. So viel ich zu beobachten vermochte, fielen wir innerhalb 20 Sekunden um 500 Fuß. In diesem Augenblick sah ich mit einer jähen Kopfbewegung um mich, und ich erblickte den Führer starr, mit herabgefallenen, reglosen Armen auf seinem Sitz. Sein Kopf blutete aus einer großen Wunde. Er war tot. Das Ansehen, Gesicht des Todes meines Führers und die folgende Überlegung — das alles ging blitzschnell, fast im Unterbewußtsein vor sich, das Werk einer Sekunde. Ich erkannte sofort, daß die einzige Möglichkeit, mich vor dem Zerschmettern zu retten, darin bestand, die Führung des herrenlos gewordenen Apparates zu übernehmen. Ich kletterte also auf den hinteren Sitz — den Führersitz, auf dem der tote B. zurückgelehnt saß. Da es nicht anders ging, fehlte ich mich auf den Schoß des Toten, und ergriff mit beiden Händen die Steuerung. Es gelang mir, die Maschine aus ihrem schwankenden Abwärtsstürzen ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bekam den Mechanismus des Apparates in meine Gewalt und landete im letzten Augenblick glatt auf festem Boden. Dieser Flug durch 500 Fuß, währenddessen ich auf dem Schoß des Toten gesessen habe, hatte mein ganzes Nervensystem in Aufruhr gebracht. Ich erlitt einen Nervenschlag und vermochte mich während zweier Tage an nichts zu erinnern. Allmählich erst kam mir wieder das ganze Geschehen zum Bewußtsein, das sich wie ein blutartiger Traum abgespielt hatte.“

Die französische Kriegskrippe. Bis zu welcher unglaublichen Geschmacklosigkeit die Geistesverfassung der Franzosen bereits gediehen ist, läßt die Ausstellung einer in einer Pariser Kirche aufgebrauten Krippe erkennen, die im „Journal des Débats“ mit bewundernder Genauigkeit geschildert wird. Auch in Deutschland sind die zur Weihnachtszeit aufgestellten Krippen bekannt, und die Gestaltung der Verkündigung an die Hirten, des Stalles mit dem neugeborenen Christuskind und der Anbetung der heiligen drei Könige ist von altersher eine in Bayern bedeutsame Volkskunst. Die Krippe der Pariser aber — die Spenden für die Verwundeten beschaffen und den Patriotismus aufzuwecken soll, ist wohl das feltamste religiöse Kunstwerk, das jemals geschaffen wurde. Selbst hier hat der Kriegsstempel die Franzosen nicht losgelassen, und so ist es denn eine Kriegskrippe geworden, in deren Mahnen die Alliierten als das Gute und Heilige dargestellt sind, während die Macht des Bösen Deutschland versinnbildlichen soll. Der Jesuskall ist wie üblich geordnet und zeigt keine kriegerische Beeinflussung. Doch alle Gruppen und Figuren in der biblischen Landschaft sind dem Weltkriege entsprechend umgemodelt. Die heiligen drei Könige, die sich anbetend mit ihren Geschenken nahen, haben die mit photographischer Treue gebildeten Gesichter des Königs Albert von Belgien, des Zaren Nikolous und des Königs Georg von England. Und damit kein Zweifel möglich ist, sind hinter den drei Heiligen zu allem Überfluß die Büsten der drei Entente Herrscher aufgestellt, umstrahlt vom Glorienschein elektrischer Lämpchen. Herr Poincaré ist in dieser kriegerischen Modernisierung von Christi Geburt nicht vertreten, weil, wie das „Journal des Débats“ bemerkt, ein Präsident der Republik zwar Lenker der

Staatsgeschäfte, aber kein König ist. Dafür befindet sich jedoch General Joffre — in einer Größe, die seiner Stellung zukommt — inmitten des biblischen Panoramas. Und zwar befehligt er eine Armee französischer Zinnsoldaten. Schließlich ist auch die Gruppe der Hirten dem Weltkrieg verfallen: ein Wolf, der sich auf ein unschuldiges weisses Lämmlein stürzt, symbolisiert den Krieg. Der Wolf soll Deutschland darstellen, das Lämmlein die Alliierten. Das Werk wird durch eine Transparenzschrift gekrönt, die die Worte „Betet für Frankreich“ leuchten läßt. Die Franzosen, die nicht davor zurückschrecken, selbst die Bibel zur Kriegspropaganda zu machen, haben wirklich allen Grund, um Verzeihung zu beten...

Ein Enoch-Arden des Weltkrieges. Die bekannte Dichtung des Engländers Tennyson, die von dem romantisch-traurigen Schicksal des Seefahrers Enoch Arden erzählt, der auf einer Reise verscholl, daheim totgesagt wurde und bei seiner Rückkehr seine Frau mit einem anderen Mann verheiratet fand, ist im Weltkrieg in moderner Fassung zur Wirklichkeit wieder aufstanden. Ein solches modernes Enoch-Arden-Schicksal, das einem englischen Soldaten widerfuhr, erzählt ein Mitarbeiter der „Daily Mail“. Es ist romantisch, ergreifend und wahrscheinlich auch häufig genug, um eine Wiedergabe zu verdienen: „Es war im Zuge von London zum Kanal“, schreibt der Berichterstatter, „wo ich einem jener Männer begegnete, deren Schicksal dem des berühmten Enoch Arden gleicht. Er fiel mir auf, weil er so regungslos und still in seiner graugrünen Uniform da saß, als wäre er eine seelenlose Puppe. Ein Reisender bot ihm Obst an, aber der einsame Soldat rührte sich nicht. Ein anderer sprach ihn mit einem Scherzwort an, aber der einsame Soldat erwiderte nichts. Ich füllte meine Pfeife und reichte sie schweigend dem Manne. „Danke“, sagte er mit rauher Stimme, „das ist die einzige Mahlzeit, die ich noch genießen kann.“ Wieder saßen wir wortlos, eine ganze Weile. Außer uns war niemand in dem Abteil. Und plötzlich hörte ich den schweigenden Soldaten zu mir sprechen. „Ich muß reden“, sagte er langsam und schwer, „sonst breche ich zusammen.“ Und dann erzählte er: Er war ein gedienter Mann, Reservist, und wurde bei Kriegsbeginn in den aktiven Dienst geholt. Mit der ersten Expeditionsarmee ging er nach Frankreich und kämpfte in der Schlacht bei Mons. Er hatte seine Frau und zwei kleine Kinder daheim zurückgelassen. Er wurde mehrmals verwundet und schließlich gefangen genommen. Nach langer Gefangenschaft, nachdem er endlich geheilt worden war, wurde er als dauernd dienstuntauglich freigelassen und nach England zurückgeschickt. Infolge eines Faltums war sein Name in den britischen Verlustlisten mit der inhaltsreichen Bezeichnung „vermisst“ veröffentlicht worden. Über Holland kam er mit einem Transport an die Küste. „Wir krenzten den Kanal bei stürmischem Wetter; aber ich tauschte nichts von Wind und Wellen, ich dachte nur an das Wiedersehen, an Frau und Kinder. In London mußte ich in einem Spital übernachten. Ich ging nicht aufs Telegraphenamt, denn ich wollte meine Frau überraschen. Endlich kam ich im aberlichen Dunkel in meiner kleinen Heimlichkeit an. Ich fühlte mich unsicher auf den Füßen, und meine Hand zitterte, als ich die Tür meines Häuschens aufklickte. Ich ging geradenwegs in die Küche.“ Hier schwieg der einsame Soldat und senkte den Kopf. Eine Minute lang blieb er stumm, und wir saßen regungslos einander gegenüber, während der Zug ratternd und klirrend dahineilte. Als der Soldat wieder aufblickte, waren seine Augen trocken, aber starr und hart wie Stein. „Gott“, rief er aus, „meine Frau, meine Mary, hatte während meiner Abwesenheit geheiratet! Sie hielt mich für tot, sie mußte mich für tot halten. Allein mit den Kindern und der Wirtschaft, in der festen Überzeugung, ich sei nicht mehr, ohne Halt, ohne männliche Stütze, fast ohne Mittel — wie sollte sie nicht heiraten? Sie ist ja noch so jung, und Jugend hilft sich weiter. Sie hatte einen jungen Mann kennen gelernt, sie hatten einander gefallen und geheiratet. Als ich eintrat, stand er neben ihr in der Küche. Ich sagte sie nicht“, flüster er heiser hinzu, „eine junge Frau mit Kindern ist ohne Mann ein armes Ding. Ich sagte auch ihm nicht. Nach beider Meinung war ich tot.“ Eine Pause. Dann fragte ich: „Was taten Sie?“ „Nichts“, erwiderte er. „Was konnte ich tun? Ich eilte davon, wie ich gekommen war. Und nie werde ich die Frau, die Kinder wiedersehen. Ich bin fertig mit mir und der Welt.“